

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 9

Artikel: Oh, wie wohl ist mir am Abend
Autor: Kübler, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Oh, wie wohl ist mit am Abend

von FRITZ KÜBLER

Der Verfasser leitete während 4 Jahren Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften. Dieses Amt vereinigt während der Sommerferien schweizerische und ausländische Studenten zu freiwilliger Arbeit an Wegbauten, Wässerungsanlagen, Entsteinungen usw., die im öffentlichen Interesse liegen. Es vermittelt auch Landdienststellen an die Bauern.

Fritz Kübler erzählt hier im besonderen von seinen Erlebnissen mit ausländischen Studenten und heimatlichen Gemeindepräsidenten.

Eindrücke am Grenzpfahl

Im Sommer 1947
reiste ich Tausende
von Kilometern von
Grenzbahnhof zu Grenzbahnhof. An diesen spielte sich der erste Akt einer Arbeitskolonie ab: Ich hatte die eintreffenden Studenten in Empfang zu nehmen, sie über die Reise aufzuklären und sie dann auch gleich auf ihre Züge zu begleiten.

Basel war das Zentrum. Es trafen jeweils bis 160 Mann auf einmal ein. Während die meisten Angekommenen sich damit zufrieden gaben, wenn sie ihren Bestimmungsort erfuhren und das, was dort weiter mit ihnen geschehen würde, so war die Wißbegierde der Deutschen unersättlich. Als wir beim ersten Transport auf einer Straße in Basel einigen Männern begegneten, die sich im Tram mit dem Karabiner auf dem Rücken zum obligatorischen Schießen begaben, riefen schon einige Deutsche:

« Mensch, sieh mal, die Schweizer sind doch ausgesprochene Militaristen: Da fahren welche im Sonntagskleid herum und können nicht dann mal ihre Knarre zu Hause lassen! » Als wir an einem Milchwagen vorbeikamen, auf dem angeschrieben stand: « Rahm, Vollmilch », hieß es: « Die Schweiz hat doch zuwenig vom Kriege verspürt! »

Aber auch die Kritik der Basler bekam ich bei einem solchen Empfang zu spüren. Wie ich nämlich einmal in einer Kaffeehalle dabei war, den eben angekommenen Ausländern die Reiseroute zu erklären und dabei mehrmals das Wort « Bahnsteig » benützte, rief mir plötzlich ein Gast aufgebracht zu:

« Sage Si doch nid immer „Bahnsteig“, es heißt „Perron“, mir sin ä kai Schwobe! » Auf meine Antwort: « Hä, das sind doch Usänder, händ Si's nonig gmerkt? », entgegnete mir der Basler: « Nai, 's tued mer laid, i han numme gmergt, daß Si ä Zircher sind! »

Das komischste Erlebnis an einem Grenzbahnhof widerfuhr mir in Buchs. Dort holte ich zwölf Österreicher ab, die sich auf eigene Faust nach der Schweiz aufgemacht hatten. Als ich in meinem sommerlichen Aufzug, in Knickerbockerhosen und hemdärmelig ankam, sah ich mich einem Haufen fescher Farbenstudenten gegenüber.

« Ach, dös is der Herr vom Amt für Arbeitskolonien! »

Ich begrüßte die Studiker aufs freundlichste und bekam dann gleich zu hören, daß man von den Schweizern eine andere Organisation erwartet hätte. Sie seien gezwungen gewesen — allerdings auf Kosten der schweizerischen Studentenschaften —, im Bahnhofbuffet sich ein frugales Mahl zuzuführen, da es im Schnellzug keinen Speisewagen gehabt hätte. « So, und nun möchten wir auch wissen, wo's

hingeht. Können Sie gleich Auskunft geben, ob wir nachher vielleicht Aussicht haben, in der Schweiz zu bleiben, denn wir möchten so gerne hier studieren! »

Auf meine Erklärung, über das letztere keine Auskunft erteilen zu können, fanden sie, man hätte auch einen kompetenteren Herrn zum Empfang dirigieren können. Als ich mich darauf als den Präsidenten selber zu erkennen gab, meinte einer mit einem schiefen Blick auf meinen Anzug:

« Der gleicht ja ganz dem Schankbursch vom Buffet! »

Wir hatten, nachdem die Herren ihre Arbeitskolonie absolviert und ihre anschließenden Ferien in Schweizer Familien abgeschlossen hatten, alle Mühe, dieses Dutzend wieder aus der Schweiz zu exportieren.

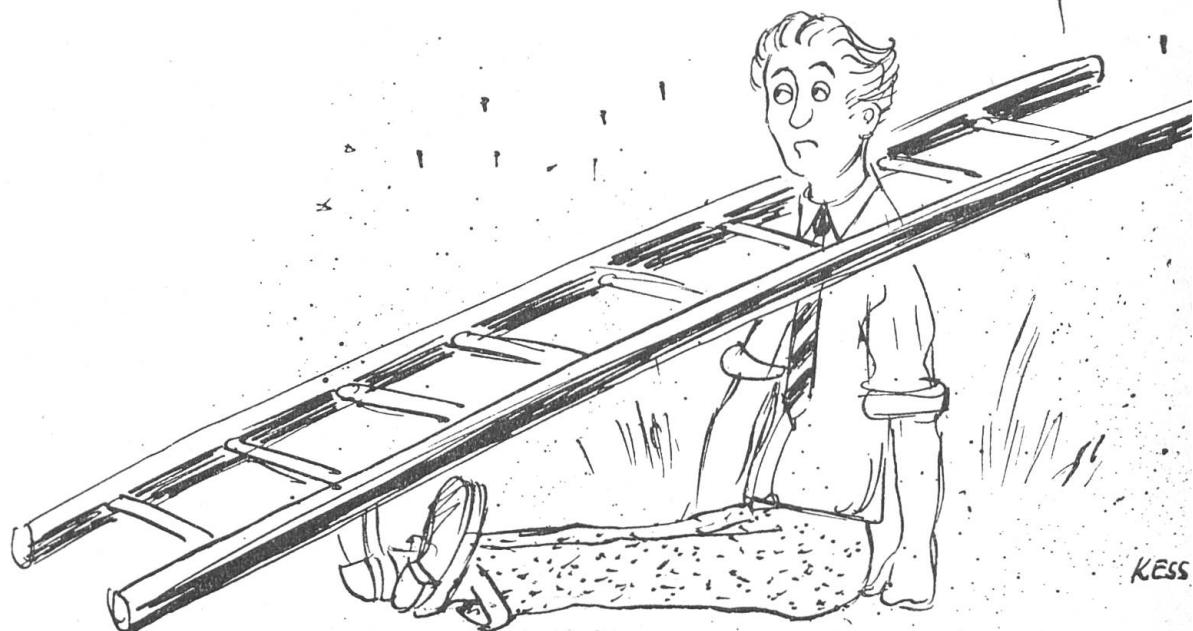
Ganz andere Leute waren die 17 Italiener, die eines Morgens in aller Frühe in Chiasso eintrafen. Ich war erst nach ihrer Ankunft von ihrer Einreise verständigt worden und mußte zu ihrem Empfang von Thusis aus über den San Bernardino nach Chiasso fahren. So traf ich dort erst gegen Abend ein.

Die 17 Burschen saßen immer noch still in einer Ecke des Wartsaals. Um so ungestümer war die Freude, als ich mich ihrer annahm. Sie alle hatten « un gran fame », da sie seit dem Vortag nichts gegessen hatten. Nach einem guten Nachtessen in der SBB-Kantine mußten wir eine Unterkunft suchen. Es war kein Zug mit Anschluß zu erwarten. Aber alle Gasthäuser und Herbergen waren bereits

überfüllt. Endlich fanden wir ein kleines Beizli, das aber nur über vier Betten verfügte. Um den Wirt nicht einzuschüchtern, kamen wir nicht gleich alle 17 ins Haus, sondern hielten vorsichtshalber einige vor dem Hause versteckt. Unsere Römer sprachen dem Wirt so inbrünstig zu, daß er ihnen schließlich schicksalsergeben das Haus überließ. Irgendwie ging es dann mit dem Schlafen, und am andern Morgen fuhr die Gesellschaft fröhlich nach Graubünden weiter, wo sie in einer Kolonie drei Wochen tüchtig arbeiteten. Es befanden sich darunter mehrere ausgebackene Doktoren.

Präsident und Lauerihung

Bei der Organisation der Lager pflog ich als Präsident Beziehungen mit allerlei internationalen Organisationen. Am Telefon einer solchen internationalen Organisation in Genf begrüßte mich die



Telefonistin jeweilen ehrfurchtsvoll mit einem « Bonjour, Monsieur le Président! » Als ich dann einmal in Genf im selben Büro persönlich vorsprechen mußte, in dem sich die Telefonanlage befand, wurde ich auf die Frage, ob ich mit Herrn X sprechen könne, um meinen Namen gebeten.

« Kübler », sagte ich, « vom Amt für Arbeitskolonien. »

Die Telefonistin schaute mich einen Augenblick lang richtig perplex an, dann lachte sie laut heraus:

« Entschuldigen Sie, daß ich so lache; aber ich stellte Sie mir eben immer als einen würdigen Herrn im Alter zwischen 50 und 60 Jahren vor, und nun sind Sie ungefähr gleich alt wie ich! »

Umgekehrt passierte mir folgender Fall: Für die Reise nach dem Arbeitsort wurden Gutscheine abgegeben, die dann später vom Kriegs-Industrie- und -Arbeits-Amt geprüft wurden. Der kontrollierende Beamte nahm es überaus genau, und wenn er aus irgendeinem Grunde vertäubt war, rief er einen umgehend auf, wobei dann das Gespräch oft eine Stunde lang dauern konnte.

Es bestand die Vorschrift, diese Gutscheine mit Maschinenschrift zu schreiben. Dies erwies sich aber, wenn in Notfällen die Gutscheine auf den Grenzbahnhöfen ausgefüllt wurden, als undurchführbar. Eines Tages ging wieder das Telefon:

« Losed einisch, da hei mier wider eso Guetschyne übercho, wo eifach etgäge de bestehende Vorschrifte usgfüllt sy. Chöit Dier däm Laueriung mit syner grüüslige Schrift nid einisch d'Chappe putze? » Nun war es an mir, zu lachen und zu erklären, der « Laueriung » sei ich selber.

Von Füchsen und schwarzen Schafen

Monate vorher abgeklärt werden. So fuhr ich dann in die Gemeinden, auf deren Gebiet das in Aussicht genommene Bauvorhaben lag. Dort fanden sich auch die Gemeindehäupter und Kantonsvertreter ein. Da hieß es dann gut aufpassen; denn gerade in den Gebirgskantonen gibt es mehr Füchse unter den Menschen als über Frauenschultern.

Im Wallis gehörte es dazu, einen bevorstehen-

Die Arbeit, die in unseren Lagern ausgeführt werden sollte, mußte natürlich schon

den Vertragsabschluß entsprechend mit Fendant zu begießen. Da mußte dann der Vertreter der « Suisse alémanique » sehr darauf bedacht sein, bis zur Unterzeichnung den Kopf klar zu behalten. Es ist nicht nur einem Verbandspräsidenten passiert, daß er in einem alkoholisch fundierten Augenblick Dinge unterschrieb, die ihn nachträglich teurer zu stehen kamen als die paar Flaschen, die der Gemeinderat geopfert hatte.

So unterschrieb einmal ein Vertreter der Studentenschaft einen Passus, wonach einer Gemeinde ein Zuschuß von Fr. 500.— gewährt werden sollte. Irgendein Hilfswerk für Berggemeinden zahlte diesen dann auch aus. Die Fr. 500.— hätten aber dem Amt für Arbeitskolonien gehört, da wir ja die Arbeit gratis durchführten. Als dann aber das betreffende Hilfswerk hinter den Sachverhalt kam, forderte es das Geld zurück, worauf die Gemeinde uns die Fränkli wieder überwies.

Ein Regierungsrat eines Gebirgskantons, der die Interessen seiner armen Bauern in Bern immer wieder überzeugend zu vertreten weiß, war für uns kein beliebter Verhandlungsmann. Als er daher wieder einmal aufläutete:

« Messieurs, j'ai un projet très intéressant pour vous », da fuhren wir mit gemischten Gefühlen nach jener Kantonshauptstadt.

Aber nein, diesmal schienen unsere Befürchtungen wirklich unbegründet: es sollte einem ganz armen Alpkonsortium eine fast unbenutzbar gewordene Alp gerettet werden. Jeder Bauer hatte nur 3—4 Kühe, und der Regierungsrat wußte die Not derart zu schildern, daß man ohne weiteres Zögern die Arbeit annahm und dann auch ausführte.

Als nach zwei Jahren das Werk glücklich beendet war, benutzte ich die Gelegenheit, um mit einem Bäuerlein darüber zu reden:

« Sie sind doch sicher froh, daß jetzt die Alp wieder nutzbar ist? »

« Natürlich, wir hätten ja auf eine andere Alp gehen müssen. »

« Das wäre für Sie sicher ein ungeheurer Verlust gewesen? »

« Für uns nicht, wir haben die Alp ja nur in Pacht. »

« In Pacht? Ja, wem gehört sie denn? »

« Das wissen Sie nicht? Dem Regierungsrat X! » Ich war platt. Man hatte uns also regelrecht zum besten gehalten. Wir arbeiteten im Glauben, einigen armen Bergbauern zu helfen, und hatten zum Schlusse dem reichen Regierungs-

rat den Sack gestopft. Ich kann allerdings sagen, daß es sich hier um einen besonders krassen Fall handelte und die Angelegenheit später eine entsprechende Regelung erfuhr. Auch während der Ausführung der Arbeiten muß ein Lagerleiter die Augen offen haben. Einerseits ist es wichtig, daß er mit den Gemeindebehörden gut auskommt. Anderseits muß er aber immer damit rechnen, daß es auch unter diesen schwarzen Schafe geben kann. In einem Dorfe mußten wir eine Bewässerungsanlage bauen. Der Gemeindepräsident ist ein unternehmender Mann. Aus irgendeinem unbestimmten Gefühl traute ich ihm aber trotzdem nicht weiter, als ich sehe konnte. Dieses Gefühl erwies sich dann später als richtig. In die ausgehobenen Gräben mußten Röhren von bestimmtem Durchmesser und vorgeschriebener Qualität gelegt werden, damit sie nicht allzu schnell der Korrosion anheimfielen. Da beobachtete ich eines Tages, wie an einem Steilhang ganz gewöhnliche Zementröhren gelegt wurden, die viel zu schwach für die dortigen Ansprüche waren.

« Wer hat euch angewiesen, diese Röhren zu legen? » fragte ich die mit der Arbeit beauftragten Spezialarbeiter.

« Der Gemeindepräsident. »

« Wie viele Meter habt ihr schon gelegt? »

« Gut zweihundert Meter. »

Eine Nachkontrolle ergab, daß viel teurere Röhren vorgeschrieben waren. Der Gemeindepräsident hatte aber, da die ganze Arbeit durch Bundessubventionen finanziert wurde, versucht, in den Sack der Gemeinde zu arbeiten, indem man die teureren Röhren verrechnet, aber billigere gelegt hatte.

Mit einer Gemeinde im Bündnerland war vereinbart worden, uns für den Lebensmitteltransport zum Arbeitslager ein Maultier zur Verfügung zu stellen. Da dies aber die Gemeinde etwas kostete, wurde von dieser immer wieder versucht, sich von der Bedingung zu drücken. Einmal hieß es, der Muli habe gerade den Fuß verstaucht, ein anderesmal machte ihn ein anderes Übel zur Zeit arbeitsunfähig. Schließlich beschloß ich, kurzen Prozeß zu machen. Es sollte mir zugute kommen, daß ich Veterinär studierte. Ich ging also zum Gemeindepräsidenten und erkundigte mich:

« Wo ist denn das Maultier? »

« Im Stall, beim Besitzer. »

« Gut, ich untersuche es einmal. »

Auf die großen Fragezeichen in den Augen des Gemeindepräsidenten antwortete ich:

« Die Sache ist ganz einfach, ich studiere Tierarzt. »

Das Gesicht des Gemeindepräsidenten wurde lang und länger, dann meinte er:

« Jetzt kann ich mich gerade erinnern, daß

Da musste ich lachen . . .

Es war letztes Jahr beim Examen in der Dolmetscherschule. Wir waren alle sehr aufgeregt, weil wir in Theorie nicht sehr gut Bescheid wußten.

Der große, schlacksige Amerikaner neben mir wird aufgerufen.

„Smith, wie betonen Sie die einzelnen der drei Sprachen, die Sie gelernt haben?“

Jonny strahlt, offenbar weiß er die Antwort. So fängt er auch gleich tapfer zu erklären an.

„Also, Französisch spreche ich mit einem nasalen Accent, Englisch ganz hinten im Hals und Italienisch, Italienisch . . . ich spreche Italienisch . . . ich meine Italienisch spricht man . . .“

Jonny hat keine Ahnung. Hilfesuchend sieht er auf mich. Ich weiß gerade so wenig wie er. Meine Hände, die vor Aufregung ganz kalt sind, spielen nervös mit dem Taschentuch. Jonny sieht das Taschentuch an und hat plötzlich seine große Idee.

„Italienisch spreche ich mit . . . den Händen!“

Wir fingen alle laut zu lachen an. Sogar die ernsten Herren des Prüfungskomitees lachten laut und fröhlich.

Ich möchte nur noch hinzufügen, daß Jonny Smith sein Examen bestand.

Ursula Grießemer

mir der Besitzer gesagt hat, es gehe dem Tier wieder besser, und er könne wahrscheinlich die Transporte übernehmen.»

Das Maultier hat dann auch brav den ganzen Sommer hindurch die für die Küche benötigten Dinge auf den Berg geschafft, ohne an

irgendwelchen Gebresten zu leiden.

Ich muß allerdings gestehen, daß wir einmal selbst für unsere Zwecke ein etwas unfaires Mittel anwandten. Das war bei einer Konferenz in Deutschland, an der die Teilnahme deutscher Studenten am schweizerischen Land-

Höhepunkte des Lebens



Wenn Sie, nach beträchtlicher Selbstüberwindung, das Kinderrad Ihres Jungen, das er weit vorn an einer Straßenecke stehen gelassen hat, heimstoßen und nun entdecken, daß sich sein Rad am gewohnten Platz im Hausgang befindet.

dienst allgemein geregelt werden sollte. Zugegen waren auch die zuständigen britischen Kontrolloffiziere.

Einem der Herren schien nun aus irgend-einem Grunde unsere Aktion nicht gerade sympathisch. Ohne die Zustimmung dieses Offiziers hätten wir aber mit Schwierigkeiten rechnen müssen.

Da vertraute mir eine Sekretärin an, der betreffende Herr sei ein ganz anderer Mensch, wenn er etwas Alkohol genossen habe. Daraufhin trieb ich, unter der Zuhilfenahme des Bürgermeisters jener Stadt, einige Flaschen des damals fast unerhältlichen Rheinweins auf, und bald war Mister E. in gemütlichster Stimmung.

«Hello, Mister E., warum sind Sie eigentlich nicht für den Landdienst der deutschen Studenten?»

«Was? Ich soll dagegen sein? Ach wo, ich war nur schlechter Laune!»

«Dann geben Sie also Ihr Einverständnis?»

«Klar, cheerio Fred!»

Dieses Einverständnis wurde sofort schriftlich festgehalten, und Mister E. soll später nicht wenig geflucht haben, als er nicht mehr zurück konnte.

Ein Diplomat greift ein

Eine Arbeitskolonie dauert ungefähr zehn Wochen und umfaßt drei Etappen zu drei Wochen. Für jede Etappe kommen neue Leute. Die durchschnittliche Belegschaft beträgt 30—40 Studenten und Studentinnen. Die letztern besorgen die Küche unter der Aufsicht einer Hausbeamten.

Geeignete Unterkünfte für die Lager zu finden, bot oft Schwierigkeiten. Es kam gelegentlich vor, daß diese von ausländischen Teilnehmern beanstandet wurden. Oft mit Recht. Anderseits lag es nicht immer nur an der Unzulänglichkeit der Unterkunftsstellen.

Als einmal eine Gruppe Studenten aus einem westeuropäischen Königreich wegen ihres Schlafraums Lärm schlug, ließ ich den Sozialattaché der betreffenden Gesandtschaft von Bern aus kommen. Den Studenten gegenüber ließ ich aber von der bevorstehenden Inspektion nichts verlauten.

Der Attaché, ein sehr gemütlicher Mann, wanderte mit mir zusammen durch unsere Behausungen und warf seine Blicke da und dorthin.

«Zeigen Sie mir doch bitte einmal die Schlafräume!»

«Sehr gern», antwortete ich und führte ihn zuerst in einige saubere Unterkünfte.

«Nun sagen Sie mir doch bitte, was es da zu beanstanden gibt, wer schläft hier?»

Ich mußte ihm sagen, es seien vor allem Schweizer, Deutsche und Österreicher.

«So, so, und wo sind denn unsere Landsleute?» wollte er wissen.

«Hier», sagte ich, und öffnete die Türe, von der aus man ein unbeschreibliches Durcheinander von Strohsäcken, Socken, Hemden und anderen Wäschestücken erblicken konnte.

Der Attaché wurde mehr als nur verlegen. Dann verlor er seine Gutmütigkeit. Er ließ alle seine Landsleute antreten und wusch diesen in einer Art und Weise die Kappe, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ.

Revolutionen um Eva Für die Leute eines Bergdörfchens bildete es stets ein Ereignis, wenn die Herren Studenten anlangten. Man traute ihnen nämlich nicht gar zuviel zu. Und es war dann interessant, die langsame, aber sichere Wandlung dieser Ansichten mitzuerleben.

Die ungewohnte körperliche Arbeit in den Kolonien ist sehr streng. Blasen an Händen und Müdigkeit sind die ersten Anzeichen. Aber ein normaler Körper gewöhnt sich bei gutem Willen sehr rasch an den Arbeitsprozeß.

Daß die südländlichen Naturen eher wehleidig sind, ist bekannt. Ein Mückenstich genügte, um von einem Sardinier die ganze Tragik und Dramatik eines antiken Giftmordes vorgeführt zu bekommen.

Meine sicherste Therapie Simulanten gegenüber war, daß ich eines Tages erklärte, nun würde ich als stud. vet. die Funktion des Lagerarztes übernehmen.

In unsren Lagern war um halb fünf Uhr Tagwacht. Es fiel nicht jedem leicht, in dieser frühen Morgenstunde aufzustehen. Ich versuchte es mit Musik und weckte die Studenten mit einer simpeln Handorgel im Sinn eines Wunschkonzertes. Zum Klange beschwingter Melodien stand es sich viel leichter auf. Nach einem besondern Wunsch gefragt, rief einmal ein Spaßvogel: «Spiel doch:

O wie wohl ist mir am Abend!»

Auch die Morgentoilette geschah ganz verschieden. Die Holländer benötigten beinah eine halbe Stunde. Der Bedarf von andern war

gedeckt, wenn sie einmal um den Dorfbrunnen herumgingen. Ein Türke bestand auf seinem täglichen Nacktbad. Für dieses verwies ich ihn an einen abgelegenen Bach.

Eines Tages aber geschah etwas Fürchterliches. Ich saß in meinem Büro, als der Gemeindepräsident atemlos hereinstürzte:

« Kommen Sie, das kann ich nicht zulassen! »
« Was ist denn los? »

« Kommen Sie! » und damit zerrte er mich zum Dorfbrunnen. Dort stand eine unserer Küchenfeen, eine norwegische Eva, im Dorfbrunnen, nackt, wie sie der liebe Gott erschaffen hatte, und wusch sich.

Rund herum war alles menschenleer; aber zahlreiche zurückgeschlagene Umhängli an den Häusern zeigten die rege Anteilnahme der Dorfbevölkerung an dem ungewöhnlichen Schauspiel.

Kaum hatte ich das Mädchen fortgeschickt, als schon das geistliche Oberhaupt der Gemeinde herankam und die sofortige Ausweisung des « usgschämten Wybervolches » verlangte.

Mir blieb tatsächlich nichts anderes übrig, obwohl die Norwegerin das nicht verstand. « Siehst du », sagte sie mir, « bei uns badet man tatsächlich unbekleidet, wenn auch vielleicht nicht gerade im Dorfbrunnen, aber das scheint ihr hier nicht zu verstehen. »

« An unserm Verständnis fehlte es nicht », mußte ich ihr entgegnen; « aber unsere Bergbauern sind eben ganz anders erzogen als ihr. Ihr habt sicher recht, daß ihr bei euch nach euren Auffassungen lebt, und niemand denkt daran, euch diese zu verübeln. Aber ebenso müßt ihr euch halt, solang ihr hier seid, an die hier geltenden Auffassungen halten. »

Unsere Mädchen in der Küche gab noch ein zweitesmal fast den Anlaß zu einer Revolution.

In einem Oberwalliser Dorf befand sich unsere Küche direkt neben dem Backhaus der Gemeinde. Während in dem letztern die Frauen das Brot zubereiteten, rüsteten neben ihnen im Sonnenschein unsere Studentinnen Gemüse. Die Aufgabe der Männer des Dorfes war, Holz für den Backofen herbeizuschaffen. Auf dem Wege zum Backhaus mußten diese aber wohl oder übel an unsren gemüserüstenden Mädchen vorbeigehen. Nun, das Holz blieb mit samt den Trägern beim Gemüse stehen, und das Brot blieb ungebacken. Die Frauen vom Backhaus wurden immer ungeduldiger.

Schließlich kamen sie heraus, und das friedliche Bergdorf widerhallte von eifersüchtigen Worten.

Unsere fünf Mädchen schälten zwar weiterhin Kartoffeln und waren sich gar keiner Schuld bewußt. Aber es blieb mir doch nichts anderes übrig, als künftig an Backtagen das Gemüserüsten ins Innere der Küche zu verlegen.

Babylon im Oberwallis

Im großen und ganzen war aber das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und den Studenten, auch den ausländischen, recht gut. Bei den ausländischen Studenten spielte die Sprachverständigung eine große Rolle. In dieser Beziehung schnitten die Angelsachsen weitaus am schlechtesten ab. Auch innerhalb der Studenten warteten sie immer ab, bis andere sich ihnen näherten, und blieben im übrigen meistens unter sich.

An einem fröhlichen Abend, zu dem die Gemeinde etwas Weißwein spendiert hatte, begann man zu tanzen. Einige Italiener sorgten für die nötige Musik. Die etwas angedrehten Amerikaner und Engländer waren begeistert und verlangten immer wieder die Wiederholung eines ihnen besonders zusagenden Liedes. Die Italiener hielten sich dabei den Bauch vor Lachen. Der « Schlager », den die Angelsachsen immer wieder hören wollten, hieß nämlich: « Morte per l'Inghilterra » und stammte noch aus der Ära des Faschismus.

Auch ich bin einmal das Opfer eines ähnlichen Mißverständnisses geworden. Wenn die Studenten zusammen mit den Dorfbewohnern vor den Häusern an herrlichen Sommerabenden ihre Lieder sangen, machte es allen Beteiligten, auch den Oberwallisern, direkt Spaß, zur Abwechslung auch fremde Texte mitzusingen, die sie nicht verstanden. Neben andern Liedern sangen wir, der Pfarrherr inbegriffen, damals ein tschechisches Lied: « Kde je mládek », mit besonderer Inbrunst.

Als ich dann später einmal dieses Liedchen in Paris beim Anlaß eines tschechischen Studentenfestes zum besten gab, mußte ich an den entsetzten Mienen der tschechischen Komilitonen ersehen, daß es allem Anschein nach alles andere als salonfähig war.

Vier Siamesen in einem Walliser Lager liebten über alles den Café complet. Den nahmen sie jeden Nachmittag (es wird in den Kolonien von morgens 5 Uhr bis mittags 1 Uhr gearbei-

tet) in einem kleinen Bergwirtschaftchen ein, das von einer alten Frau geführt wurde. Als ich einmal so gegen vier Uhr das bewußte Lokal betrat, wurde ich sofort von den vier Siamesen bestürmt:

« Dis donc, c'est très compliqué aujourd'hui, elle ne nous donne rien du tout! »

Tatsächlich saßen sie schon über eine Stunde dort, ohne den üblichen Café complet.

Die Wirtin, nach dem Grunde gefragt, erklärte: « O, luegid, i han grad kei Milch gha, und da han ich dene Herre gseit, ich chönn ene hüt kein Kafi gäh; aber si wänds eifach nid verstah. »

Als das Mißverständnis aufgeklärt war, lehrte ich die vier Siamesen für den Fall, daß wieder einmal die Milch ausbleiben sollte, einen weiteren deutschen Satz:

« Bitte, ein Glas Apfelsaft! »

Am leichtesten lernten die Holländer Deutsch. Viele von ihnen sprachen schon nach einigen Wochen richtig Schweizerdeutsch. Eine Holländerin, die in die Schweiz kommen wollte, schrieb, um zu beweisen, daß sie schon etwas Schwyzertütsch könne, als Anrede:

« Liebes Schnäggehüüsli. » Ob sie dann gerade deswegen oder aus irgendeinem andern Grunde wirklich kommen durfte, weiß ich nicht mehr genau, auf alle Fälle machte sie dann hier noch große Fortschritte.

Andere Länder, andere Sitten

Die Verständigung der Dorfbewohner wurde nicht ausschließlich über die Brücke von Sprachkenntnissen unternommen. In einem Lager brachten Tschechoslowaken Zucker mit, der in der ersten Nachkriegszeit gesucht war. Einer der tschechischen Studenten ging mit einem Kilo Zucker zu einer Tochter des Dorfes, zeigte auf zwei Leibchen, die er ebenfalls mitgenommen hatte, machte die Bewegung des Bügelns und sagte:

« Du zuerst », zeigte dabei nochmals auf die Leibchen. Darauf fuhr er fort: « Und dann Du Zucker », wobei er auf den Zucker verwies. Die Verständigung gelang. Die Leibchen wurden hübsch gebügelt, und die Familie des Mädchens fand, man hätte noch nie so süßen Zucker gegessen.

Von einem andern Tschechen war dem ganzen Dorf bekannt, daß er mit einem Mädchen namens Maruschka verlobt sei. Als er eines Tages der Schwester des Gemeindepräsidenten beim Wassertragen geholfen hatte, meinte er, als er den Kessel vor der Haustür abstellte: « Bitte schön, geben Sie mir doch einen Kuß! » « Was denken Sie auch! » lachte ihn das Mädchen aus, « Sie sind doch verlobt! » Ganz entrüstet blickte sie der Tscheche an und sagte tief enttäuscht: « Aber doch nicht hier! » Der Annäherungsversuch eines schmucken

Schweizerische Anekdoten



1912 ging im Basler Münster der große Friedenskongress der internationalen Sozialisten vor sich. Die «Jungburschen», wie sie sich damals nannten — die jungen Sozialisten unserer Tage — organisierten im größten Saal von Zürich eine Kundgebung. Alles war da, nur eines fehlte: die Redner. Man zog an den Zürcher Hauptbahnhof und fing die nach Hause reisenden Delegierten ab, um sie in die Versammlung zu «schleppen». So auch einen bulgarischen Delegierten, eine Parteigröße mit Namen. Dieser kam in die Versammlung und hielt eine Ansprache in französischer Sprache. Fritz Brupbacher mußte übersetzen. Die Rede des Bulgaren war nicht «links», sondern es war die Rede eines politisch rechts stehenden Sozialdemokraten. Was tat nun der Übersetzer Brupbacher? Er hielt eine scharfe «linke» Rede als «Übersetzer», um am Schlusse so nebenhin zu sagen: «Das alles hat allerdings der bulgarische Genosse nicht gesagt, aber dafür sage ich es ... »

Mitgeteilt von Balthasar

jungen Deutschen an eine Tochter des Dorfes verließ noch weniger glücklich. Er hatte mit ihr abgemacht, bei ihr nach seinem heimatlichen Brauch einen « Fensterlbsuech » zu machen. Er holte bei einem der zahlreichen Walliser Stadel eine entsprechende Leiter, stellte diese an das Fenster des Zimmers des jungen Mädchens und stieg hinauf. Kaum aber war er auf der obersten Sprosse angelangt, als der Vater des Mädchens aus der Haustüre trat und dem nächtlichen Besucher die Leiter kurzerhand wegzog. Als dieser dann auf dem Boden landete, sagte ihm der Vater erst recht noch gomsermäßig die Meinung.

Die Rutschpartie

Natürlich träumte jeder ausländische Student davon, wenigstens einmal einen möglichst hohen Berg zu ersteigen und vielleicht sogar ein Edelweiß zu pflücken, besonders die Flachländer.

Als ein halbes Dutzend Holländer beschloß, ohne jede Bergerfahrung oder auch nur die nötigste Ausrüstung, das Blindenhorn zu besteigen, riet ich ihnen dringend ab. Ich weigerte mich, den Führer zu spielen. Letzten Endes aber fand sich gleichwohl ein Schweizer, der das Unternehmen durchzuführen bereit war. An einem Samstagnachmittag machte sich also die Partie Richtung Blindenhorn auf, Tenue Halbschuhe, Eispickel und Sonnenbrille, dazu ein Papiersack mit Lunch.

Mir war die ganze Nacht auf den Sonntag nicht wohl bei der Geschichte. So stieg ich ihnen dann im Laufe des Sonntags ein Stück weit entgegen. Kaum hatte ich die erste Alp erreicht, sah ich mit Erstaunen die ganze Gesellschaft im Schatten einer Alphütte liegen. Weiter waren sie nicht gekommen. Im Einverständnis der Sennen hatten sie auf der Alp genächtigt und sich dann anderntags an die Sonne gelegt, um abends wieder den Abstieg unter die Füße zu nehmen und mir melden zu können:

« Es war herrlich auf dem Blindenhorn und natürlich gar nicht so gefährlich! »

Mit den schon einmal erwähnten Siamesen bestieg ich auf ihren Wunsch den Grimselpaß. Wir benutzten von Obergestelen aus den alten Grimselsaumweg. Etwa 200 m oberhalb dieser Ortschaft blieb der eine Siamee plötzlich stehen und erklärte:

« Ich gehe keinen Meter weiter. »

« Warum denn? » fragte ich ihn.

« Es ist zu gefährlich! »

Damit war die Sache aber noch nicht erledigt, er erklärte nämlich weiter:

« Ich kann aber auch nicht mehr hinunter! » Er ließ sich auch wirklich weder durch seine Kameraden noch durch mich bewegen, den Abstieg, sei es dem Weg entlang oder aber direkt den Hang hinunter, unter die Füße zu nehmen.

Was tun? Plötzlich aber war dem siamesischen Kommilitonen eine Erleuchtung gekommen. Er setzte sich auf den Hosenboden und rutschte über Sträucher und Kräuter hinweg nach Obergestelen hinunter. Abends trafen wir ihn in Münster wieder. Da saß er bei einer Käseschnitte und meinte:

« Zuerst gefährde ich mein Leben, dann zerreiße ich meine Hosen. Das alles ginge noch an. Aber dann mußte ich durch vier Walliser Dörfer Spießruten laufen. Ich werde in meinem Leben nie mehr einen Berg besteigen! »

Holidays in Switzerland

Von den ausländischen Studenten, die wir an Bauern für Landdienstplätze vermittelten, waren die Italiener besonders schwer bei der Stange zu halten. Als eine Zeitlang im Baugewerbe die Handlangerstellen so gut bezahlt wurden, verstanden es diese ganz besonders, sich aus dem Staube zu machen. Dagegen mußten wir natürlich auftreten. Erstens lag dieses Auskneifen nicht im Sinne unserer Aktion, zweitens schädigte es die Bauern, und drittens interessierte sich die kantonale Fremdenpolizei für solche Schwarzarbeiter.

Es gab aber bei uns auch Studenten, die sich aus andern Gründen von ihren Landdienststellen entfernten. Die schottische Studenten-Union meldete uns einmal 77 Studenten an, die in der Schweiz Landdienst leisten wollten. Wir schrieben zurück, daß Kenntnis der deutschen oder französischen Sprache eine Voraussetzung für die Annahme der Anmeldungen sei. Aber welche Überraschung: Alle 77 schienen eine der beiden Sprachen zu kennen! Die Männer in Röcken kamen prompt in Basel an. Presseleute und Photographen waren zugegen und bestaunten männiglich die seltsame Schar. Ich aber, der auch dabei war, merkte bald, daß keiner der Angekommenen außer der englischen Muttersprache über irgendwelche fremde Sprachbrocken verfügte.

Nun, die Bauern erwarteten ihre Hilfen, und wir schickten die ganze Gesellschaft in den Kanton Waadt.

Zwei Tage später klingelte das Telefon:
« Hier ist das waadtländische Arbeitsamt. Es laufen seit heute morgen aus allen Teilen des

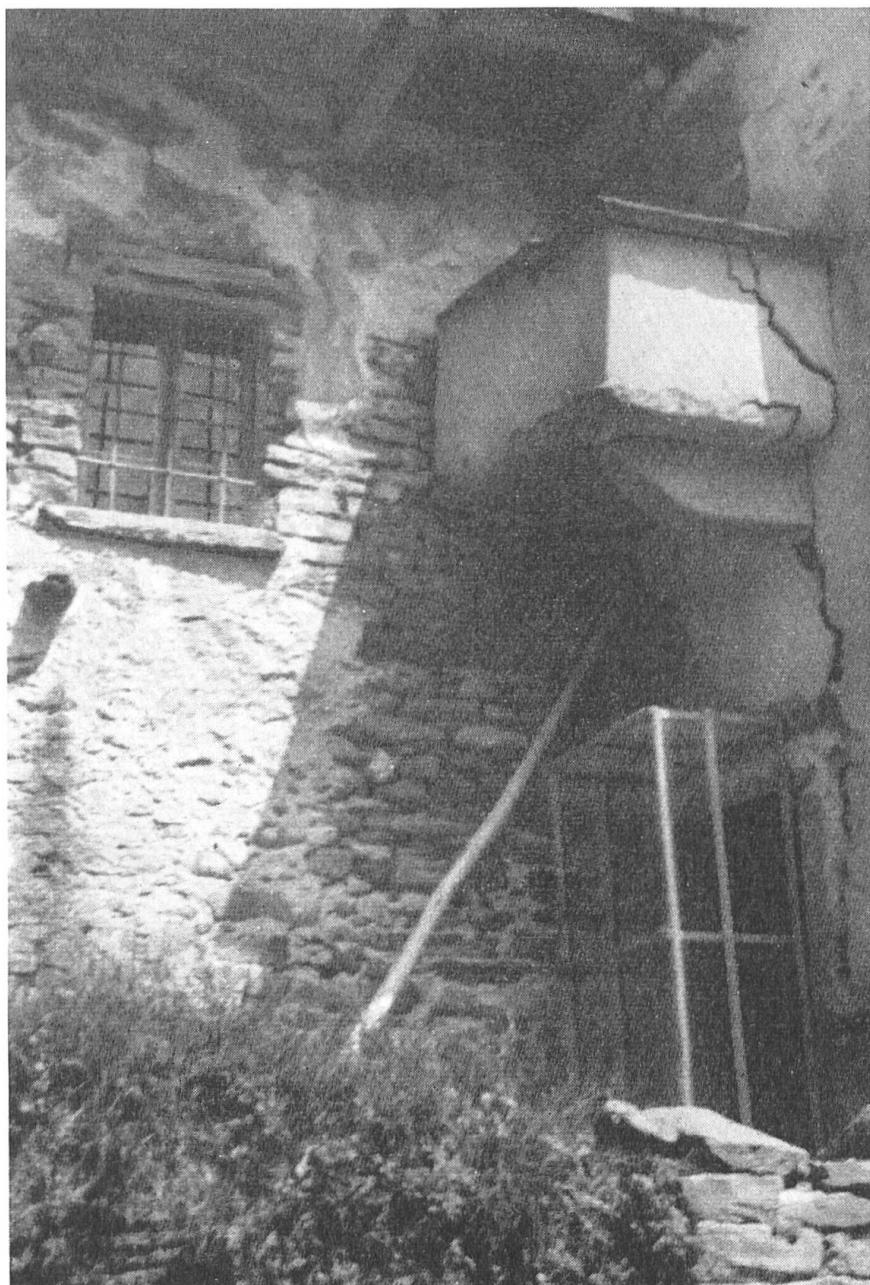
Kantons Meldungen ein, wonach die von Ihnen verteilten schottischen Studenten ihre Arbeitsplätze verlassen haben. Kommen Sie bitte sofort, und sprechen Sie mit den Bauern! »
Mit einem kleinen Peugeot sauste ich durch den ganzen Kanton und traf überall entrüstete



Hinweise auf wenig beachtete bauliche Einzelheiten.

Von Architekt A. Baeschlin, Schaffhausen

DER LANDSTRASSE



Früher gab es fast in jedem Bauernhaus einen Backofen. Der Backofen von Castaneda (Misox) wird von der Küche aus geheizt und ist jetzt noch in Betrieb.

Bauern. In Ouchy am See fand ich dann den größten Teil der Gesellschaft wieder, quietschvergnügt in den Badehosen: "Hello Sir, how do you do? It's very nice in Switzerland!" Es stellte sich heraus, daß die Schotten gar keine Studenten waren, sondern einfach junge Leute, die gerne nach der Schweiz gereist wären und, da die englische Regierung die Devisenzuteilung begrenzt hatte, auf die Idee gekommen waren, unter Umgehung der bestehenden Vorschriften «per Landdienst» nach der Schweiz zu fahren. Sie hatten von Anfang an beschlossen gehabt, den Bauern aus dem Dienst zu laufen und dann die Ferien gemeinsam zu verbringen.

Nur zwei von ihnen hatten Gefallen am bäuerlichen Handwerk gefunden und waren ganze fünf Wochen geblieben.

"O, it was so funny!" schrieben sie später und waren begeistert von den "Swiss farmers".

Sendboten aus dem roten Paradies

1946 trafen die ersten richtigen Kommunisten bei uns ein. Sie stammten aus irgendeinem Satellitenstaat im Osten und waren ihrer drei. Der erste von ihnen, ihr geistiges Oberhaupt, erklärte mir gleich schon am ersten Tage: « Wir sind da über Andermatt gefahren; die Schweizer sind wirklich eine reaktionäre Gesellschaft; denn was da an Kasernen und Festigungen herumsteht, das erinnert einen guten Kommunisten ganz an Militarismus, den wir bekämpfen. Aber das nimmt ja jetzt bald ein Ende. Ihr habt seit kurzem eine russische Gesandtschaft in Bern; in drei Jahren, denkt daran, ist die ganze Schweiz kommunistisch, die sind nicht umsonst gekommen, wir kennen unser System! »

Die drei Jahre sind nun längst herum trotz der Gesandtschaft; aber der Betreffende ist unterdessen selber dem System zum Opfer gefallen und spurlos verschwunden.

Der zweite war von Beruf Nationalökonom und arbeitete bei der Nationalbank des betreffenden Landes.

« Es geht nichts über die Verstaatlichung der Industrie und über die Verstaatlichung der Devisenkontrolle », war seine Devise. Dabei aber machte er gar kein Hehl daraus, daß er als eingeschriebenes Parteimitglied an Stelle der offiziellen Fr. 50.— Fr. 800.— habe mitnehmen dürfen.

Die Polizei kam ihm dann aber auf einen Industrie-Diamantenschmuggel, worauf er wieder abgeschoben wurde.

Der dritte Mann war Ingenieur. Am zweiten Tage kam eine Knieverletzung zum Vorschein, die er sich hier zugezogen haben wollte. Sie erforderte eine Operation. Im Verlaufe dieser stellte dann der Chefarzt des Spitals fest, daß die Verletzung vor Jahren in einem deutschen Konzentrationslager entstanden war. Der flotte Ingenieur hatte die Gutmütigkeit der Schweizer benutzt, um eine Operation des Knies gratis durchführen zu lassen.

Nach der Entlassung aus dem Spital suchte er in Zürich ein Sporthaus auf und kleidete sich völlig neu ein.

« Die Rechnung können Sie an den Verband der schweizerischen Studentenschaften senden », sagte er zur bedienenden Verkäuferin. Erst nachdem der Kunde das Lokal verlassen hatte, kam der Verkäuferin die Sache etwas spanisch vor. Sie rannte zum Chef, der sofort unser Sekretariat aufläutete. Unsere Sekretärin lachte natürlich und erklärte, daß wir selbstverständlich keinen Ausländer in ein Sporthaus schickten, um sich auf unsere Kosten einzukleiden.

Die Grenzpolizei erwischte den noblen Kommunisten noch rechtzeitig, und seine flotte « Schale » wich wieder der etwas fadenscheinigeren, in der er gekommen war.

Auch der Nationalökonom und der Ingenieur befinden sich heute in Zwangslagern ihres gelobten Landes.

*

Eines muß ich dieser Schilderung meiner Tätigkeit als Präsident der studentischen Arbeitskolonien noch beifügen, die Hauptsache: Es wurde tüchtige Arbeit geleistet. In den vergangenen 25 Jahren hat dieses Hilfswerk in Gebirgskantonen in über 60 Kolonien zahlreichen Gemeinden wertvolle Hilfe zukommen lassen. Fünf von diesen Lagern standen direkt unter meiner Leitung, und es freut mich heute noch jedesmal, wenn ich an einer Straße vorbeifahre kann, an der ich auch mitgebaut habe, oder wenn ich all die blühenden Felder überblicke, die dank unserer Bewässerungsanlagen der Trockenheit entrissen wurden. Die Studenten, in- und ausländische, mit denen ich zu tun hatte, haben bewiesen, daß sie nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit den Händen ihren Mann stellen.